

„Eine normale Miete in Wien hätten wir uns nie leisten können“

Olivia Vanasse wurde 1991 in Wien geboren und wuchs mit ihrer alleinerziehenden Mutter in der Brigittenau auf. Sie arbeitet als Journalistin und Speakerin und engagiert sich als antirassistische Aktivistin.

(Porträt Olivia Vanasse)

Ich bin 1991 in Wien geboren, und dort bin ich auch aufgewachsen, im 20. Bezirk. Ich bin mit einer alleinerziehenden Mutter aufgewachsen, in einer Zweizimmerwohnung mit Klo am Gang, auch kein Badezimmer, in einem Altbau. Meine Mutter war Verkäuferin im ersten Bezirk in einem Geschirrgeschäft. Dadurch, dass meine Mutter alleinerziehend war und 40 Stunden gearbeitet hat, war ich sehr viel fremdbetreut. Das waren die Leute, die ich viel um mich gehabt habe, wo meine Mutter mich dann abgeholt hat am Abend, und manchmal ist sie noch länger geblieben. Auch eine Kindergartentante wurde, glaube ich, zusätzlich bezahlt, damit sie mich nach Hause mitnimmt. Oder der Greißler um die Ecke, der hat mich dann von irgendwo abgeholt. Also das waren die Leute, an die ich mich erinnern kann, mit denen der soziale Kontakt eng war. Zeit für Freund*innen hat meine Mutter nicht so richtig gehabt, weil es gab mich, und es gab die Arbeit.

Am Wochenende war ich immer bei meiner Oma in Niederösterreich, die hatte ein Haus in der Nähe von Klosterneuburg, dort hat auch mein Onkel gewohnt. Dann war da noch meine Tante mit zwei Söhnen, die in Wien gewohnt haben. Das ist der Familienkreis mütterlicherseits. Väterlicherseits ist da gar nichts, weil ich mit meinem Vater eben nicht viel Kontakt hatte. Ich habe allerdings Halbgeschwister, mit denen ich leider nicht viel Kontakt habe. Mein Migrationshinter-

grund ist auf der väterlichen Seite, nicht auf der mütterlichen Seite, das ist ein österreichischer Nicht-Akademiker-Haushalt.

Unter Gleichen

In den Kindergarten bin ich schon mit zwei gekommen, also sehr jung, weil meine Mum ja arbeiten gehen musste. Der Kindergarten war im 20. Bezirk, dort waren sehr viele Kinder mit Migrationshintergrund, und es gab eigentlich niemanden, wo man das Gefühl hatte, die haben viel Geld. Alleinerziehende Mütter gab es auch viele.

In der Volksschule war es dann schon ein bisschen anders. Da hatte ich auch Freund*innen, wo man schon mitgekriegt hat, die kommen aus besseren Familienstrukturen, wo die Eltern eben noch zusammen sind, und es gibt bessere Wohnungen, weil die mehr verdienen, und auch mehr Österreicher*innen. In der ersten Klasse habe ich mich mit einem Buben angefreundet, der hatte auch eine alleinerziehende Mutter, aber sie hat Jus studiert. Da hat man schon gemerkt, dass ihr Bildungshintergrund komplett anders ist. Ich war sehr gerne bei ihnen zu Hause, meine Mutter auch, das hat ein bisschen zusammengeschweißt. Ansonsten war die Volksschule noch relativ gemischt; weil es eine Ganztagschule war, gab es auch nach dem Unterricht noch zusätzlich Nachmittagsbetreuung, und da hat man auch gemerkt, dass dort nicht unbedingt die Kinder sind, die so viel mehr haben.

Meiner Mutter war es immer wichtig, dass ich es einmal besser haben soll. Sie ist selbst ein Mensch, der ins Gymnasium gehört hätte, auch von den Interessen her, aber das war halt in meiner Familie nicht so. Da war so: Macht sie halt eine Lehre, und eigentlich ist es ja egal, was eine Frau macht, sie heiratet eh, kriegt Kinder und arbeitet halbtags, *nobody cares*. Gerade meine Oma hat es immer so gesehen, dass man als Frau nie irgendetwas braucht. Als Frau muss man halt einen Mann finden, der Geld hat und den heiratet man dann, kriegt Kin-

der, und dann kann man sich noch 20 Stunden in den Verkauf stellen, weil es eh wurscht ist, das Wichtigste ist die Familie. Der einzige, den sie versucht haben aufs Gymnasium zu schicken, war mein Onkel. Der hat es aber nicht geschafft, er ist relativ früh gescheitert, gleich in der ersten Klasse, und dann wollten sie es aber auch nicht weiter probieren. Egal, nehmen wir ihn raus, dann gehen alle in die Hauptschule, das passt eh für uns.

Meine Mutter hat die Volksschule und Hauptschule in Klosterneuburg abgeschlossen, danach wollte meine Oma sie unbedingt in eine Lehre ins Büro stecken, weil sie gemeint hat, Büro ist super. Meine Mutter hat dort aber recht schnell gekündigt und sich selbst eine Lehrstelle gesucht, bei einem Juwelier am Wiener Kohlmarkt. Dort hat sie die Lehre abgeschlossen und ein paar Jahre gearbeitet, dann ist sie in das Geschirrgeschäft gekommen.

Ein Mädchen im Gymnasium

Bei mir war der Besuch des Gymnasiums dann so ein Streitfall in der Familie. Meine Mutter wollte unbedingt, dass ich die Chance bekomme, weil sie ja auch immer zu den Gymnasium-Kindern gehören wollte, und sie hat auch gesehen, dass das bei mir Sinn machen würde. Es war aber gar nicht so einfach, weil ich zwei Dreier im Zeugnis hatte. Aber die Lehrer*innen haben mir dann in einer Sitzung bestätigt, dass ich trotzdem das Zeug dazu habe, und sie haben mir das Zertifikat ausgestellt, damit ich auf das Gymnasium gehen könne. Und da hat aber noch mehr reingespielt als das Zertifikat. Die Mutter von meinem Volksschulfreund hat uns sehr geholfen, wir hatten ja keine Ahnung, niemand in meiner Nähe war auf dem Gymnasium. Sie hat sich jedenfalls dafür eingesetzt, dass ich auf das Gymnasium in die Billrothstraße gehen kann. Das war ein Gymnasium in Döbling, einem gutbürgerlichen Bezirk, aber das hatte einen schlechten Ruf damals, deshalb konnte ich dort unterkommen; ich glaube, die haben wirklich jeden

genommen. Bei anderen Schulen wäre das nicht gegangen, weil du dafür einen ganz anderen Hintergrund gebraucht hättest.

Für meine Oma war die ganze Sache ein Problem, weil es dann so war: Okay, jetzt kommt dieses Kind ins Gymnasium und niemand von der ganzen Familie war je im Gymnasium. Und warum macht genau sie das? Die zwei Buben gehen in die Mittelschule, und das Mädchen geht plötzlich ins Gymnasium? Warum sind für meine Mutter die anderen Schulen nicht gut genug? Das war komplett überfordernd für sie. Sie haben ja auch meiner Mutter immer unterstellt, dass sie sich als etwas Besseres fühlt, weil sie im ersten Bezirk gearbeitet hat, auch wenn sie im Verkauf gearbeitet hat. Die will jetzt mehr, und die will für dieses Kind mehr, und dieses Kind will vielleicht auch mehr, und was machen wir dann? Das passt irgendwie nicht in unsere Welt. Das war ein großes Problem in unserem Familienleben, niemand hat verstanden, warum ich auf das Gymnasium will.

Ich war selbst auch motiviert, weiter in die Schule zu gehen. Ich glaube, dass das etwas damit zu tun hat, dass Hauptschule gleichbedeutend war mit Lehre-Machen. Weil dann gibt es keine andere Möglichkeit mehr, und dann endest du auch im Verkauf. Meine Tante ist auch im Verkauf, in der Modebranche, und mein Onkel ist auch im Verkauf, bei den Teppichböden. Du landest im Verkauf, das war das Bild, das ich hatte und das mir vermittelt wurde. Dadurch, dass ich alleine war und eine alleinerziehende Mutter hatte, bin ich oft zu ihr ins Geschäft; also meine Kindheit war so eine Mischung aus fremdbetreut oder zu meiner Mutter in die Arbeit und dort im Pausenraum warten. Das heißt, ich habe gesehen, wie sie dort behandelt wurde, wie der Urlaub abgelehnt wurde, dass sie de facto Abteilungsleiterin war, aber nicht entsprechend bezahlt wurde, und wie sie geschuftet hat. Das hat mich abgeschreckt.

In der Schule haben wir nicht so viel über Ausbildungen geredet, es war nie die Frage: In welche Schule wollt ihr danach

gehen?, sondern nur immer die Frage: Was wollt ihr werden? Ich hatte eigentlich überhaupt keine Vorstellung davon, aber ich wusste, dass ich nicht in den Verkauf wollte. Ziemlich früh habe ich einmal gesagt, dass ich Archäologin werden will, weil mich Geschichte immer schon fasziniert hat, vor allem Ägypten, ich war ein richtiger Geschichte-Nerd. Im Sachunterricht war ich meistens unter den Besten, alle haben immer gesagt, ich sei so gut. Ich kann es auch auf etwas zurückführen, nämlich auf das ständige Fernsehen. Ich habe ständig ferngesehen und Dokumentationen angeschaut, weil ich ja alleine daheim war. Und alle in der Schule waren dann so: Woher weiß die diese Sachen? Daheim gab es nur Fernsehen. Wir hatten kein Zeitungsabo, Radio gehört haben wir auch nicht, Bücher gab es auch nicht viele. Das hat sich bis zu meiner Oma durchgezogen. Da gab es aber ein Medium, das abonniert wurde, nämlich den *Kurier*, jeden Tag, halt Niederösterreich, und das spannendste war für mich die Fernsehzeitung. Danach hatte ich lange überhaupt keinen Berufswunsch, und alle haben sich nur gefragt, was will dieses Kind einmal machen. Ich war als Kind sehr still, ich habe nicht wirklich etwas geredet, ich habe viel gezeichnet, mich für Geschichte interessiert und alle waren so: Aha, sinnlos mit diesem Kind. Dieses Kind, was macht dieses Kind? Niemand hat sich, glaube ich, irgendetwas von mir erwartet. Mein jüngerer Cousin hat auch sehr gerne gezeichnet, wir beide waren dann die Seltsamen, die Kreativen in der Familie.

Gucci-Taschen und klassische Literatur

Ich bin dann also auf das Gymnasium in der Billrothstraße gekommen, und das war erst einmal eine böse Veränderung aus mehreren Gründen. Ich war ja vorher in einer Ganztagschule, ich hatte noch nie Hausübungen gehabt. Und dann eben vom 20. Bezirk in den 19., da waren viele Schüler*innen aus wohlhabenden Familien, aus Akademiker*innen-Familien. Es war keine hochangesehene Schule, aber schon so Leute mit viel Geld, die schlimme Kinder hatten oder die nicht so gut

waren in der Schule, die haben sie dort hingeschickt. Die waren alle komplett anders als ich. Außerdem war ich in der Schule außer einer anderen Person die einzige Schwarze Person. Sehr früh waren auch Markensachen total wichtig, das war eigentlich Grundvoraussetzung, aber nicht *Nike* oder so, sondern *Gucci, Prada, Miu Miu*. Es wurde eingeteilt in cool und uncool und die Coolen waren schon die, die Geld hatten, und die Uncoolen die, die eben keines hatten. Schulreisen, Ausflüge, Sportwoche, das war für sie ganz selbstverständlich, das Geld hatte ich nie wirklich, für meine Mutter waren 400 Euro sehr viel Geld. Es war bei uns nie so: Natürlich fährt sie, sondern: Kann man da um Beihilfen ansuchen? Bei meiner Mutter kam da die Scham dazu, nicht weil sie es generell nicht wollte – ich glaube, sie hat es am Anfang versucht, aber dann relativ schnell gemerkt, dass es nicht geht, weil man das Einkommen beider Eltern angeben muss und das meines Vaters war unbekannt.

Generell war das dort eine ganz andere Welt, die meisten hatten zwei Elternteile daheim – und die meisten hatten auch viele Bücher daheim. Ich habe mich geschämt, wie ich gemerkt habe, welche Bücher man liest und dass man Bücher daheim hat. Das war schon ein Faktor, einfach die Schullektüre schon gelesen zu haben oder andere Bücher schon gelesen zu haben. Bei der Schullektüre haben sie gesagt: Das Buch steht eh bei euren Eltern daheim. Ich meine, generell habe ich nicht gern gelesen. Ich habe schon manchmal von anderen Familienmitgliedern ein Buch geschenkt bekommen. Aber ich war das Lesen nicht gewohnt, und es war nicht wirklich das, was ich wollte; daher war auch teilweise meine Rechtschreibung eine Katastrophe. So richtig aufgefallen ist mir das, als die Lehrerin alle zum Lesen motivieren wollte. Es wurde dann auch versucht, so eine Klassenbibliothek aufzubauen. Dafür musste jeder einmal pro Woche oder einmal pro Monat ein Buch mitbringen und es vorstellen, jemand anderer konnte es sich dann ausborgen. Mir sind die Bücher ziemlich schnell ausgegangen, und die meisten waren auch zu Fernsehserien – *Charmed, Lizzie McGuire* –, und auch das *Guinness Buch der Rekorde*

hatten wir in verschiedenen Ausführungen zu Hause. Das wurde von den Lehrer*innen schon belächelt, weil die anderen zwar nicht gerade mit Kafka, aber halt schon mit angeseheneren Autoren ankamen, und das hatten sie halt von ihren Eltern. Und bei mir war halt klar: Okay, niemand hat Bücher. Das war ein bisschen komisch, und ich habe mich tatsächlich geschämt bei dieser Klassenbibliothek, die etwas Gutes hätte sein sollen, aber für mich halt schon sehr problematisch war. Also im Gymnasium habe ich wirklich gemerkt, das sind ganz andere Leute. Da waren mehrere Sachen, wo ich es gemerkt habe. Auch beim Elternabend. Meine Mutter hatte keine Zeit für einen Elternabend, die war arbeiten. Die anderen Eltern waren auch im Klassenverband befreundet, meine Mutter war nirgendwo. Die Einzige, mit der meine Mutter befreundet war, war die andere alleinerziehende Mutter, die wir schon aus der Volksschule kannten. Ansonsten war es wirklich eigenartig im 19. Bezirk für jemanden, der überhaupt nicht aus einer Akademiker*innen-Familie kommt und kein Geld und auch keinen wirklich wahnsinnig tollen Wohnort hat.

Deutsch für Ausländer

Als ich ungefähr zehn war, sind wir nach Niederösterreich ins Haus meiner Oma gezogen. Der über uns hat seine Wohnung abgefuckt, und es hat geheißen, wir müssen raus, alles musste renoviert werden. Eine normale Miete in Wien hätten wir uns aber nicht leisten können. Die Miete der Wohnung, aus der wir rausmussten, war sehr niedrig, nur war die Wohnung jetzt unbewohnbar. Wir haben da relativ viel mitgemacht. Weil wir wegen der hohen Mieten nicht irgendwo anders hinziehen konnten, sind wir zu meiner Oma ins Haus gezogen. Dort hatten wir echt nicht viel. Es war so, dass meine Mutter und ich dann zu zweit auf einem Bettsofa geschlafen haben. Die Wohnsituation war in meinem Leben über lange Strecken immer ein Problem. Die finanzielle Situation meiner Oma war auch nicht rosig, für ihr Haus hat sie aber eine sehr niedrige Pacht bezahlt, sie selbst hat nur Mindestpension bezogen. Sie hat sich finan-

ziell auf meinen Opa verlassen und nicht lange gearbeitet, mein Opa hat die Familie aber hängen lassen und ist nach Deutschland gezogen. In den Ferien war ich immer bei meiner Oma, weil einen Urlaub konnten wir uns ja nicht leisten. Als ich neun war, haben mich mein Schulfreund und seine Mutter einmal mit nach Korsika genommen, drei Wochen Camping-Urlaub. Das war unglaublich schön, weil ich Urlaub einfach nicht kannte; Urlaub machen andere Leute, aber nicht wir.

In Wien hat meine Mutter immer versucht, sämtliche Gratis-Sachen von der Stadt Wien wahrzunehmen. Donauinsselfest, das war ein Fixpunkt. Meine Mutter hat gemeint, schon im Kinderwagen ist sie mit mir hin, ich glaub ich war auf jedem einzelnen Donauinsselfest, es gab keines, das ich je verpasst habe. Und dann eben noch Faschingsfeste oder Ferienspiel und Adventbacken für Kinder im Rathaus. Meine Mutter hat auch meine Halbgeschwister manchmal mitgenommen, die sind ohne Mutter bei meinem Vater aufgewachsen.

Am Ende von der Unterstufe musste ich dann entscheiden, wie es weitergeht, und es war relativ bald klar, dass ich auch die Oberstufe, also Matura machen werde. Ich wusste ja überhaupt nicht, was ich sonst machen sollte. Vorübergehend wollte ich auf eine Modeschule, ich habe damals viel gezeichnet und auch gerne genäht, ich wollte Modedesignerin werden. Wir haben da auch schon Schulen besichtigt, das hat sich dann aber doch irgendwie verlaufen. Und für einen Lehrberuf habe ich mich nicht wirklich interessiert. Meine Familie hat mich bestimmt vier- oder fünfmal auf diese *BeSt*-Messe geschleppt, dort gab es solche Eignungstests, und bei mir ist immer herausgekommen, dass ich etwas Kreativ-Geisteswissenschaftliches machen soll – das hat die Familie fast in die Verzweiflung getrieben.

Meine Noten im Gymnasium waren nie grandios. In Französisch war ich richtig schlecht, da hatte ich einmal eine Nachprüfung, in Deutsch wurden meine Aufsätze immer für den Inhalt gelobt, aber meine Rechtschreibung war noch immer

katastrophal. Da wurde dann immer mein sichtbarer Migrationshintergrund auf den Tisch gebracht: Sie schreibt halt so wegen ihres Migrationshintergrunds. Ich hatte auch einen definitiv rassistischen Lehrer, der wollte mich in den Förderkurs „Deutsch für Ausländer“ stecken. Mittlerweile heißt der Kurs Gott sei Dank anders, „Deutsch als Zweitsprache“, aber ich habe mich richtig mit ihm gestritten, den Punkt habe ich nicht gelten lassen. Ich bin Österreicherin, das steht überall, ich bin hier geboren und aufgewachsen, da habe ich mich gewehrt. Ansonsten war mir die Schule dann eher wurscht, ich habe mich nie wahnsinnig reingehängt, weil das ist eh sinnlos, nach der Schule interessiert das ja keinen mehr. So ab 16, 17 war das mein *mindset*.

Unbekannte Universität

Aber es war schon so ein „Ich boxe mich da durch“, auch wenn ich nie wusste, was ich will, und mich die Schule an sich ja eigentlich nicht interessiert hat, nur bestimmte Fächer zumindest. Zu Hause wurde mir immer gesagt, dass man die Sachen, die ich in der Schule lerne, in der Hauptschule nicht lerne. Das wurde mir ständig vermittelt, dass ich einen Blödsinn lerne. Es wurden auch meine sämtlichen Hausübungen angefeindet, weil das braucht kein Mensch, was ich da lerne, und das waren meistens die Dinge, die mich interessiert haben, also wie Geschichte und solche Dinge. Auch Zeichnen, da war es auch so: Nein, braucht man nicht.

Die AHS-Matura habe ich jedenfalls bestanden, und dann wusste ich schon wieder nicht, was ich jetzt machen soll. Ich habe mich umgeschaut, welche Möglichkeiten es gibt, und ich wollte unbedingt auf der Filmakademie studieren, Produktion. Ich habe mich schon als Kind sehr für Musik interessiert, später auch für Film, also hat es mich dorthin gezogen. Dann habe ich aber gesehen, dass das Geld doch ein *issue* war, das fehlende. Für die Bewerbung musste man nämlich erst einmal Unterlagen kaufen, und dann hätte man durch ganz Österreich

fahren sollen für ein *location scouting*, dafür hatte ich kein Geld, das ist also flachgefallen.

Die Alternative war die Uni Wien, weil dort hat das Studium nichts gekostet. In Englisch war ich immer schon sehr gut, also dachte ich mir, studiere doch Anglistik, das kann man immer brauchen, das war rückblickend ziemlich naiv von mir. Das Studium hat letztendlich auch überhaupt nicht zu mir gepasst. Ich hatte ja generell keine Vorstellung, was ein Studium überhaupt ist. Also das ganze Unisystem war mir komplett unbekannt und ich konnte halt auch niemanden fragen, weil niemand bei uns studiert hat, ich war die Erste in der Familie mit Matura. Und dann bin ich in den Massenvorlesungen an der Anglistik gesessen, dort sind wirklich tausend Leute in einem Saal gewesen – es gab nicht einmal mehr Stehplätze – und irgendwann mussten sie die Vorlesung in einen anderen Raum übertragen. In der Studieneingangsphase wurden die Leute einfach rausgeprüft – so viele Leute, das interessiert uns nicht, alles Multiple-Choice-Prüfungen. Wenn der Computer Nein sagte, dann war das eben ein Nein; eine Beratung hat es erst gar nicht gegeben. Ich habe schnell gemerkt, dass ich dafür nicht geeignet bin, und ich habe dann auch hinterfragt, ob ich denn überhaupt für ein Studium geeignet bin. Glücklicherweise bin ich über Wahlfächer dann irgendwann bei der Geschichte gelandet, und dort habe ich mich sofort wohlfühlt. Die Inhalte haben mich wirklich interessiert, es gab Zeit zum Nachdenken und Reflektieren – dieser intellektuelle Input hat mir wahnsinnig gut gefallen. An der Anglistik war auch das Klima ganz anders, dort ist über Leute ohne Matura geredet worden, als ob die komplett deppert wären. Wenn man nicht aus einer Akademikerfamilie gekommen ist, war man dort eher die Ausnahme. Und alle sind im Sommer nach Los Angeles geflogen oder nach Australien, um ihr Englisch zu verbessern, und ich konnte da natürlich nie mithalten. Den Bachelor in Anglistik habe ich auch gar nicht abgeschlossen, ich bin ganz auf Geschichte umgestiegen.

Unterstützung einklagen

Nebenbei habe ich immer gearbeitet. Ich habe angefangen, in den Musikjournalismus einzusteigen, damit war ich eh voll ausgelastet. Ich habe dann auch bei der *Antenne* ein zweimonatiges Praktikum gemacht, das waren, glaub' ich, 150 Euro pro Monat dort. Wenn ich daran zurückdenke, war das wirklich arg; ich habe bestimmt fünfzig Stunden die Woche gearbeitet. Das packe ich immer noch nicht, aber es war eben mein erstes richtiges Praktikum. Und dann war ich beim *Biber*, einem Stadtmagazin, das war mein erstes Praktikum, für das es 700 Euro im Monat gab, das war urviel Geld für mich. Finanziell ist sich das bei mir immer ausgegangen, weil ich, nachdem ich 18 geworden bin, Unterhalt von meinem Vater gerichtlich erkämpft habe – aber dazu später –, und unsere Wohnung in Wien war auch wieder hergerichtet, die Miete dort war wirklich billig. Meine Mutter war ja zu diesem Zeitpunkt schon arbeitslos, sonst hätte mir auch niemand in meinem Umfeld Geld geben können. Studienbeihilfe habe ich auch keine bekommen; ich habe angesucht, und es kam ein Bescheid über 18 Euro, weil mein Vater zu viel verdienen würde. Da habe ich zum ersten Mal sein Gehalt gesehen. Und dann war da die Frage, ob ich auf Unterhalt klage, und ich habe zuerst mit ihm geredet; ich habe versucht, mich mit ihm zu einigen, aber es ist schlecht gelaufen. Er wollte nichts mehr mit mir zu tun haben, aber ich habe mir gedacht, das wollte er sowieso nie. Meine tausend Euro, die ich als Bausparvertrag zur Matura ausbezahlt bekommen habe, habe ich dann genommen und in eine Anwältin investiert. Sie hat mir vorgerechnet, dass mein Vater mir 760 Euro Unterhalt zahlen müsste. Das alles hat mich so wütend gemacht; ich war wütend auf meinen Vater, aber auch wütend auf das System, weil du musst alles selbst einklagen, und von staatlicher Seite gibt es da keine Unterstützung. Für meine Anwältin war es richtig schwierig, die Klage durchzukriegen, mein Vater arbeitet nämlich bei der UNO, er untersteht damit nicht dem österreichischen Recht und man kann ihn auch nicht pfänden. Am Ende bin ich aber zu meinem

Unterhalt gekommen, und das hat mir wirklich erst das Studium ermöglicht, anders hätte ich das sicher nicht geschafft.

Meine Mutter hätte meinen Vater auch klagen können, aber sie hat es nie gemacht, weil sie die Beziehung zwischen uns nicht gefährden wollte. Sie hat ihn ja noch lange Zeit geliebt, obwohl sie sich eben schon bei meiner Geburt getrennt haben. Meine Klage war auch nicht einfach für sie, weil sie wieder mit diesen alten Geschichten konfrontiert war, aber ich musste das einfach durchziehen. Irgendwann hat mein Vater dann aufgehört zu zahlen, und ich hätte ihn noch mal klagen können, weil ich ja noch studiert habe, aber ich wollte einfach meine Ruhe haben, ich wollte einfach nicht mehr mit ihm konfrontiert sein.

Meine Mutter ist nicht mehr zurück nach Wien, sie ist in Niederösterreich geblieben, einfach, weil sie den Garten so liebt. Und auch meiner Oma ist es zunehmend schlechter gegangen, um die hat sie sich gekümmert. Für meine Familie war es ganz klar, dass sie das macht. Die alleinerziehende Frau ohne Ehemann, die hat eh kein Leben, die pflegt die Mutter. Ich bin immer seltener nach Niederösterreich gefahren, weil eh niemand verstanden hat, was ich tue. Also, egal was ich gemacht habe, es war sehr „aussätzig“. Ich war die Rebellin in der Familie, für die sich niemand interessiert, am schlimmsten war es, als ich Geschichte gewählt habe: „Was zum Teufel ist das, was macht man damit, was arbeitet man damit? Damit kann man kein Geld verdienen!“ Journalismus, meine Liebe zur Musik – das war auch immer so, das verstehen sie bis heute überhaupt nicht, was das sein soll. Meine Mutter war schon immer die „Aussätzig“, aber bei mir war das noch schlimmer.

Verheiratete Frauen

Aber auch mit alten Freund*innen, die nicht studiert haben, hat sich die Beziehung irgendwie verändert. Im akademischen

Umfeld fühle ich mich heute noch so, als würde ich etwas vor-spielen, das ich nicht bin, aber zur anderen Seite gehört man auch nicht mehr. Also, man ist in einer Zwischenposition, die man, glaube ich, nie wirklich los wird, weil man kennt das eine und man kennt das andere, nirgends ist man zu 100 Prozent, aber die Perspektiven sind da für beides.

Die Wertevorstellungen meiner Familie habe ich schon als Kind nie wirklich verstanden. Da waren diese großen Unterschiede zwischen Frauen und Männern, und auch zwischen verheirateten und unverheirateten Frauen. Ich kann mich an eine so absurde Geschichte erinnern. Etwas an meinem Rucksack war kaputt; meine Mutter wollte ihn reparieren, weil sie hat immer alles repariert, aber meine Tante hat ihn ihr aus der Hand gerissen und wollte ihn wegschmeißen, weil da braucht man einen neuen. Und mein siebenjähriger Cousin meinte: „Du kannst das nicht reparieren, weil meine Mutter kann das auch nicht, und die ist verheiratet.“ Als Frau bist du etwas Besseres, wenn du verheiratet bist, so war das in meiner Familie. Und eine Frau hat keine Meinung zu haben, sie soll nicht zu viel nachdenken, das interessiert eh niemanden. Für mich war das immer nur absurd, da war meine alleinerziehende Mutter, die alles für mich gemacht hat und die eben auch gearbeitet hat. In dieser Hinsicht waren das Studium und dann auch der Journalismus schon eine neue Welt für mich. Plötzlich hat es Leute gegeben, die es gut fanden, wofür ich mich interessiere, die mich bestärkt haben. Auf einmal war ich die, die viel weiß und die neue Perspektiven einbringt. Diese Wertschätzung hat es in meiner Familie nie gegeben.

Die Unterschiede zwischen mir und Leuten aus Akademikerfamilien sind mir aber schon aufgefallen. Diese Sachen, die für andere selbstverständlich sind: noch ein unbezahltes Praktikum machen, einen Erasmus-Aufenthalt, das hat man dann im Lebenslauf stehen, und das ist ein weiteres Sternchen. Bei der Jobsuche habe ich auch begriffen, wie wichtig Netzwerke sind. Wer bist du, wer sind deine Eltern, wen kennen deine Eltern, da

hatten Leute aus Akademiker*innen-Haushalten ganz andere Chancen, das war auch im Journalismus so. Und auch, wie über bestimmte Schichten medial berichtet wird, ist mir stark aufgefallen. Da sind Menschen bildungsfern oder Unterschicht, und es wird von oben herab über sie berichtet. Weil die wissen es nicht besser und wählen so und so. Und jedes Mal zucke ich da kurz zusammen und denke, aha, die Menschen, über die da so geredet wird, da komme ich her. Diese Perspektive, dieses Reden über andere hat mich immer schon gestört.

Meine Mutter ist schon sehr stolz auf mich, was ich geschafft habe. Weniger darauf, dass ich einen Studienabschluss habe, sondern darauf, dass ich jetzt das mache, was ich auch wirklich machen will. Sie ist stolz, dass ich meinen Weg finde, dass ich mich für Dinge einsetze. Sie hat leider nie mehr einen Job gefunden, nachdem sie mit 50 arbeitslos geworden ist, und am 1. November im vergangenen Jahr hat sie jetzt ihren Pensionsbescheid bekommen. Sie hat ja immer vierzig Stunden gearbeitet ohne eine längere Pause, ihre Pension ist jetzt viel höher als die Notstandshilfe, die sie davor bekommen hat. Meine Tante, die bei ihren Kindern daheimgeblieben ist und die 20 Stunden gearbeitet hat, bekommt viel weniger, da habe ich gesehen, wie viel das ausmacht, wenn eine Frau arbeiten geht in Vollzeit. Ich habe mir auch jahrelang Sorgen gemacht, wie das sein wird, wie meine Mutter im Alter durchkommen wird. Und jetzt bin ich so glücklich, dass ihre Pension zum Leben reicht. Zumindest in unserer Wohnung mit der niedrigen Miete von 250 Euro in Wien. Dieser verdammte alte Mietvertrag ist das Einzige, was mich durchs Studium gebracht hat und sie durch die Pension bringen wird. Also, einfach nur Glück.